

Martin-Luther-Universität  
Halle-Wittenberg



*Hallische Beiträge zur Zeitgeschichte*  
*Heft 14*

Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg und die  
Nachkriegszeit

- Halle 2004 -

**Impressum:** Die Hallischen Beiträge zur Zeitgeschichte erscheinen in loser Folge.  
Herausgeber: Prof. Dr. Hermann-Josef Rupieper  
Redaktion: Daniel Bohse (v. i. S. d. P.), Denise Wesenberg  
ISSN: 1433-7886

**Druck:** Druckerei der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg  
Kröllwitzer Straße 44, 06120 Halle (Saale)

## **Inhalt**

### **Hermann-J. Rupieper**

*Einleitung*.....5

### **Johannes S.**

*Flucht aus Schlesien und das erste Nachkriegsjahr*.....9

### **Fritz K.**

*Erinnerungen, ernste und auch heitere, an meine Soldatenzeit vom 5. Februar 1943 bis 10. August 1946*.....33

### **Marie W.**

*Erinnerungen einer Lehrerin an die Jahre 1934-1947*.....119

### **Hans-Joachim Diesner/Hans-Dieter Zimmermann**

*Dornige Lager. Report einer Odyssee zwischen 1941 und 1945*.....136



## *Einleitung*

Die Verbrechen des NS-Regimes, allen voran der an der jüdischen Bevölkerung begangene Holocaust, prägen bis heute die deutsche Nachkriegsgeschichte. Für die meisten Zeitgenossen war der Alltag im Nationalsozialismus jedoch bestimmt von persönlichen Erlebnissen, privaten Erfahrungen, der Sorge um die Familie, das berufliche Fortkommen und die Einordnung in eine private Lebenswelt, die auch in der Diktatur, trotz aller staatlicher und ideologischer Eingriffe, dominierte. Die Extremerfahrungen von Krieg, Flucht und Vertreibung bedeuteten massive Eingriffe in die Biographie der Betroffenen und wurden individuell verarbeitet. Auch die Erinnerungen an diese Ereignisse sind keineswegs identisch, sondern lassen divergierende Perzeptionen und Reaktionen erkennen. Es handelt sich um begrenzte Ausschnitte der Realität abseits der großen Politik.

Die folgenden Berichte wurden zu unterschiedlichen Zeiten und mit unterschiedlichem Abstand zu den Ereignissen niedergeschrieben. Der älteste Zeitzeugenbericht stammt aus dem Jahre 1946. Er beschreibt das Ende der NS-Herrschaft in Breslau Ende Januar 1945, die chaotische Lage beim Abtransport der Bevölkerung, vor allem von Frauen, Kindern und Männern, die nicht mehr im letzten Aufgebot des Volkssturmes verheizt werden konnten, vor der Ankunft der sowjetischen Truppen. Der Verfasser, ein kaufmännischer Angestellter, 1884 in Breslau geboren, steht noch unter dem unmittelbaren Schock der Ereignisse, eine Reflexion über das NS-Regime oder eine Einordnung der Fluchterfahrungen erfolgt kaum. Im Zentrum des Berichtes stehen Bemerkungen über den Zusammenbruch der Infrastruktur, die Irreführung der Bevölkerung durch die NS-Propaganda mit ihren „Siegesmeldungen“ bis zu einem Zeitpunkt, zu dem klar war, daß der Krieg längst verloren war. Von Interesse sind auch die Erfahrungen in den ersten Wochen der sowjetischen Besatzung in Bad Liebenwerda, die Einstellung zu den sowjetischen Besatzern, die Plünderungen, Vergewaltigungen und die persönliche Unsicherheit. Es ist die Niederschrift eines „pater familias“, der den Überlebenskampf seiner Familie hautnah miterlebt und für die Nachwelt festhalten möchte. Er ahnt, daß die Familienerinnerungen, die offenbar in Breslau geblieben sind, bei der Einnahme der Stadt verloren gehen werden, kann sich aber sicher nicht vorstellen, dass er seine Heimatstadt nie wiedersehen wird. Er stirbt 1946.

Die weiteren Zeitzeugenberichte entstanden erst im März 1989 bzw. nach dem Zusammenbruch der DDR und sind vor dem Hintergrund der zeitlichen Distanz und der DDR-Erfahrung geschrieben worden. Offenbar regte das Ende der DDR zum Nachdenken über die erste deutsche Diktatur und die Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte an.

F. K. beschreibt seine Soldatenzeit von Februar 1943, als er im Alter von 41 Jahren eingezogen wird, bis zu seiner Entlassung aus der russischen Kriegsgefangenschaft und der Rückkehr nach Halle im August 1946. Der Bericht wurde im März 1989 niedergeschrieben. Er zeigt die Kriegserfahrung aus der Sicht eines einfachen Soldaten<sup>1</sup> eines Nachschubbataillons, der bis kurz vor seiner Gefangennahme Anfang Mai 1945 nicht direkt in Kampfhandlungen an der Ostfront verwickelt war. Die privilegierte Stellung der Truppe bei der Versorgung mit Lebensmitteln, Alkoholika, Zigaretten und sonstigen Waren des täglichen Bedarfs, aber auch die Requirierungen von Vieh, die Eingriffe in den Privatbesitz der Zivilbevölkerung in den besetzten Ländern, die Ausbeutung der Arbeitskräfte und die Kontakte zur Bevölkerung werden deutlich und dominieren den Bericht. Der mörderische Eroberungs- und Vernichtungskrieg der Wehrmacht, wie er aus der neueren Literatur bekannt ist<sup>2</sup>, findet hier nicht statt. Liegt dies nur an der selektiven Erinnerung des Berichterstatters, Verdrängung oder handelt es sich tatsächlich um die Kriegserfahrung hinter der Front in einer Nachschubeinheit? Es dominiert die Interpretation, anständig geblieben zu sein.

An einigen Stellen wird allerdings deutlich, daß aus Sicht des Verfassers Rücksichtnahme und Weichheit gegenüber der Zivilbevölkerung unangemessen seien. Andererseits wird behauptet, daß man sich den russischen Gefangenen und sogenannten „Hilfswilligen“ gegenüber, ein Begriff, der den Zwangscharakter des Arbeitsdienstes für die Wehrmacht nicht richtig wiedergibt, korrekt verhalten habe. Dagegen ist bekannt, daß rund drei Millionen sowjetische Kriegsgefangene hinter der Front oder in Lagern verhungerten, erfroren, an Seuchen starben oder auch ermordet wurden.<sup>3</sup> In diesem Bericht tauchen sie nur als Gefangene bei der Entladung von Munitionstransporten, dem Verladen von Benzin und Dieseltreibstoff oder beim Baumfällen auf, die unter den Bedingungen der Gefangenschaft noch ein halbwegs erträgliches Dasein fristen und die Mitmenschlichkeit der Besatzer erleben, wenn man den Hungernden stillschweigend Brot überläßt. Kontakte zur einheimischen Bevölkerung gab es durch Personen, die in der Schneiderstube, der Bäckerei oder der Wäscherei für Uniformen tätig waren. Hier scheint es sich sowohl um Kriegsgefangene wie um „Hiwis“, so der Landser-Jargon, gehandelt zu haben. Als Wäscherinnen wurden offenbar junge Mädchen in den Dörfern zusammengetrieben und als „frei-

---

<sup>1</sup> Zur Problematik der Sicht des Krieges aus der Perspektive einfacher Wehrmachtangehöriger vgl. Wolfram Wette: Die Wehrmacht. Feindbilder, Vernichtungskrieg, Legenden, Frankfurt/M. 2002, besonders S. 156-180.

<sup>2</sup> Vgl. hierzu Omer Bartov: Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges, Hamburg 1995; Christian Hartmann: Verbrecherischer Krieg – verbrecherische Wehrmacht?, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 1/2004, S. 1-76.

<sup>3</sup> Vgl. Christian Streit, Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945, Stuttgart 1978, Neuauflage 1997.

williger Arbeitsdienst“ deklariert. Der Bericht umfaßt auch die Erfahrung der Gefangennahme, die Arbeit in der Gefangenschaft und die Rückkehr nach Halle. Der Verfasser, offenbar ein gläubiger Christ, sieht die deutsche Niederlage auch als Strafe Gottes für den Hitler'schen Angriffskrieg.

Der mit Erinnerung an den Freiwilligen Arbeitsdienst bzw. den Landeinsatz in Mecklenburg beginnende Erinnerungsbericht lenkt den Blick auf die Erfahrung einer 1914 geborenen Frau, die in der NS-Zeit zur Lehrerin ausgebildet wurde und seit 1990 einzelne Erlebnisse niedergeschrieben hat, die den Zeitraum 1934 bis 1947 umfassen. So berichtet sie unter anderem über jüdische Schicksale in Halle, ihre Empfindungen in bezug auf die Bombenangriffe auf Leipzig im Dezember 1943 und das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944, die Ankunft der Flüchtlingstrecks, die kurze Zeit der amerikanischen Besatzung und die Präsenz russischer Truppen.

Schließlich folgen die autobiographischen Aufzeichnungen eines jungen Soldaten, der über seine Gefangennahme in der Tschechoslowakei durch amerikanische Truppen, das Lagerleben und die Flucht aus einem tschechischen Lager nach Bayern berichtet. Der Verfasser studierte später Geschichte, Englisch und Geographie an der Universität Leipzig und lehrte Alte Geschichte an den Universitäten Greifswald und Halle. Der ebenfalls nach dem Zusammenbruch der DDR niedergeschriebene Bericht reflektiert Kriegserfahrungen und Nachkriegszeit.

Alle Berichte zeigen, wenn auch aus unterschiedlichen Perspektiven, die persönlichen Erfahrungen der Zeitzeugen in der NS-Zeit und der unmittelbaren Nachkriegszeit. Die „große Politik“ wird zumeist ausgeblendet. Das individuelle Erlebnis und der Überlebenskampf, das Gefühl, noch einmal davon gekommen zu sein, stehen im Vordergrund. In diesem Sinne repräsentieren die Aufzeichnungen wahrscheinlich die Perzeption einer Mehrheit der deutschen Bevölkerung in ihrer historischen Erinnerung an Krieg und Nationalsozialismus.

Hermann J. Rupieper



## Erinnerungen einer Lehrerin an die Jahre 1934-1947<sup>1</sup>

*Erinnerung an die Zeit beim „Freiwilligen Arbeitsdienst“ (FAD)<sup>2</sup> Roggenhagen (Mecklenburg) 1934*

Kurz nach dem Abitur bekam ich im Mai [1934] die Einberufung zum Freiwilligen Arbeitsdienst in Mecklenburg. Zunächst kamen wir alle in ein Umschulungslager, es war ein Schloß in Lichtenberg. Die Umschulung war notwendig, da viele Jugendliche, besonders die Berliner, derart aufgezupft waren, daß man sie nicht zum Arbeiten zu den Bauern schicken konnte. Sie kamen aus allen Teilen Deutschlands, die rothaarige Kathrin aus Köln, die Wanda aus Stettin, die im Hotel „Zur blauen Pflaume“ gearbeitet hatte, oder die blonde Esther und die schwarze Esther, letztere aus dem Schwarzwald. Unsere Lagerleiterin war Fräulein S., eine Persönlichkeit voll Wärme und Feingefühl, die wir enthusiastisch verehrten. Es wurde viel gesungen, Volkstänze [wurden] gelernt, hauswirtschaftliche Arbeit geübt; an politische Erziehung im Sinne des Nationalsozialismus kann ich mich nicht erinnern.

Nach dieser unvergeßlich schönen Zeit wurden wir in kleinere Gruppen aufgeteilt und in die Dörfer geschickt. Wir – 28 Mädchen – kamen in die „Siedlungshilfsgruppe“ Roggenhagen.

Das große Gut hatte vor dem Ersten Weltkrieg einem Baron oder Grafen von D. gehört. Nach dem Krieg, in dem Herr von D. gefallen war, soll, so wurde berichtet, seine Gattin – wir nannten sie nur „die Friederike mit der Brille“ – eine wochenlange Autotour mit ihrem Chauffeur durch ganz Europa unternommen haben. Nach ihrer Rückkehr war sie so hoch verschuldet, daß ein Berliner Unternehmen ihren ganzen Besitz aufkaufte. Nur das Schloß blieb ihr Eigentum. Sie richtete es als Feriendomizil für den betuchten Landadel von Mecklenburg ein. Ihre Gäste waren meist die älteren Herrschaften. Wir benutzten im Schloß die schön gewölbten Kellerräume mit großem Speisesaal und Waschraum. Die beiden Schlafräume mit Doppelstockbetten und Strohmattentzen lagen im ersten Stock.

Die Bauern [in der „Siedlungshilfsgruppe“] waren ehemalige Knechte und Mägde der Herrschaft, aber auch arme Bauern aus anderen Gegenden, die einen Neuanfang wagten. Es gab wenig technische Hilfsmittel und viel Knochenarbeit. Früh am Morgen kamen die Bauern und bestellten eine oder zwei Maiden zur Feldarbeit. Nach und nach entwickelten sich Freundschaften und fast jede Maid hatte eine Lieblingsfamilie. Ich erinnere mich, daß ich als „Fräulein Mariken“ bei einer Familie eingesetzt war, in der die Mutter plötzlich schwer erkrankt war und zu Bett lag. Ich mußte also früh

---

<sup>1</sup> Niedergeschrieben von Marie W. nach dem Ende der DDR.

<sup>2</sup> 1931 von der Regierung Brüning eingeführt. Eine Pflicht zur Teilnahme am Arbeitsdienst bestand erst seit 1935. Offenbar verlangten jedoch die pädagogischen Hochschulen den Nachweis über eine dreimonatige Teilnahme.

für eine Großfamilie das Frühstück bereiten, die drei Kinder für die Schule rüsten, Krankenpflege, Hausarbeit und Mittagessen bewältigen – das alles waren ungewohnte und ungeübte Aufgaben. Wenn ich zum Beispiel ein typisch mecklenburgisches Gericht zubereiten sollte und keine Ahnung davon hatte, ging ich an das Bett der Bäuerin und fragte sie um Rat mit der Begründung, daß man ein solches Essen in meiner Heimat im Rheinland nicht kenne. So lernte ich auf diesem Gebiet auch viel Neues. Nach mehreren Wochen wurde ich sehr großzügig belohnt. Geld durften die Maiden nicht annehmen. Ich bekam 24 Eier und einen großen Rodonkuchen<sup>3</sup> geschenkt. Solche Gaben lieferten wir in unserer Küche ab, sonntags gab es dann ein herrliches Essen.

In dieser neu gegründeten „Siedlungshilfsgruppe“ waren 28 Mädchen als Arbeitskräfte eingesetzt, aber im Dorf Roggenhagen gab es viel mehr junge Burschen als Mädchen. Die Jungs hatten sich in einer „Freiwilligen Feuerwehr“ zusammengeschlossen und hatten sogar ein Blasorchester gegründet. So ergab es sich, daß wir unsere Volkstänze mit Blasmusik einübten, und dabei mächtig viel Spaß hatten, wenn die Jungs mehr falsche als richtige Töne hervorbrachten. Wir foppten sie oft, und sie drohten, uns mit ihrer Feuerwehrspritze zu überfallen. An einem warmen Sommerabend kamen sie tatsächlich mit ihrer Spritze angefahren. Wir lehnten neugierig aus den offenen Fenstern unserer Schiffsäle im ersten Stock, als sie das Feuer eröffneten. Das „Feuer“ bestand aus klitschnassen Papierknäulbällen, die sie zielgenau auf uns abschossen. Wir lachten und kreischten und schlossen, so schnell wir konnten, die hohen Fenster in der Angst, daß sie auch noch die Leitern anlegen könnten. Aber sie zogen, zufrieden mit ihrem geglückten Überfall, wieder ab und lachten.

Der schönste Volkstanz, den wir damals eingeübt haben, war der von der „S ü n n r o s“. Text und Melodie haben mich ein Leben lang begleitet und mir bei manchem Stimmungstief wieder neuen Mut gegeben. Der Text lautete ungefähr so:

*„Sünnros“ (Plattdeutsch)*

*Un wenn dor baben de Sünn nich wär, dann wär et finster ob de Är.*

*Un wenn dor baben de Sünn nich wär, dann wär et finster ob de Är.*

*Sünn steut an Hewen, Scheun is dat Lewen,*

*Scheun ist min Greten, mein Mäken, Beim Danz to sehn,*

*Licht aus de Wulken, ? (Geit) as de Swulben (Schwalben)<sup>4</sup>*

*Greten, mein Mäken, wat bis du schön!*

*Du bis min Sünnros, du bis min Hartensblum,*

*Du bis min Sünnros, Du bis min Blum:*

*Du bis min Sünnros, du bis min Hartensblum,*

*Du bis min Sünnros, Du bis min Blum:*

---

<sup>3</sup> Napfkuchen.

<sup>4</sup> Oder auch „gau“ [aus de Swulben?].

*Reck din Hand, mein allerliebste Dern  
Mehr als de Sünnsros häw ich di so gern.*

### *Die „Blutsuppe“*

An meine Arbeitsdienstzeit habe ich nur frohe Erinnerungen. Ich liebte die Landschaft mit ihren weiten Feldern, Wäldern, Seen und einem ewig blauen Himmel darüber. Im Ruhrgebiet aufgewachsen, erlebte ich ein Land ohne Schornsteine, Hochöfen, Ruß und Qualm. Dazu kam das Gefühl der Gemeinschaft, Kameradschaft und Freundschaft, das ich in einer 13-jährigen Schulzeit nicht kennengelernt hatte, da wir immer unter Leistungsstreß standen.

Die Arbeit war ungewohnt und oft sehr schwer. Es fing im Mai mit der Heuernte an, dann kam der Sommer mit schwerer Erntearbeit und im Dezember hackten wir noch aus dem Schnee die weißen Futterrüben. An Geld bekamen wir 20 Pfennig pro Tag, das reichte gerade für den Brief nach Hause. Aber wir waren bescheiden und zufrieden, denn die Bauern verwöhnten uns mit viel Freundlichkeit und gutem Essen. Geld brauchten sie für unsere Arbeit ja nicht zu zahlen. Einmal gab es bei einem Bauern die berühmte „mecklenburgische Blutsuppe“, von der schon einige Maiden berichtet hatten: „Frohlein Mariken, wenn Sie dat nicht essen möchten, dann mach ich Ihnen schnell sechs Spiegeleier in die Pfanne“, sagte die Bäuerin. Aber ich dachte, was den anderen schmeckt, muß ich doch auch mal probieren, man isßt ja auch Blutwurst. Und so ließ ich mir diese Suppe auch geben. Es waren unter anderem Pflaumen und Birnen darin und ich weiß nicht mehr, was sonst noch alles, aber es schmeckte gut, und als ich noch um einen Nachschlag bat, erhielt ich freudige Anerkennung in der bäuerlichen Tischgesellschaft.

### *Nationalsozialistische Erziehung im Freiwilligen Arbeitsdienst 1934*

An Schulungen im Sinne der Erziehung zu Rassismus und Antisemitismus kann ich mich nicht erinnern. Unsere Lagerleiterinnen, Fräulein Lilo S. in Lichtenhagen und Fräulein Elsa G. in Roggenhagen, waren akademisch ausgebildete Fachkräfte. Soweit ich mich erinnere, war Fräulein S. Sportlehrerin und Fräulein G. Wirtschaftswissenschaftlerin.

Wenn eine Rede von Goebbels im Radio übertragen wurde und wir sie uns anhören mußten, bat ich die Lagerleiterin, mal dringend austreten gehen zu dürfen, da mir diese pathetischen Aufputschreden verlogen und widerlich erschienen. Ich blieb dann mit meinem Buch so lange auf dem „Örtchen“, bis ich das Ende der Rede vermutete. Eine Begeisterung für den Nationalsozialismus habe ich weder im Arbeitsdienst noch bei der

Ausbildung an der Hochschule für Lehrerinnenbildung in Schneidemühl<sup>5</sup> erlebt.

### *Zulassung zur Hochschule für Lehrerbildung*

Es war die Zeit der Weltwirtschaftskrise mit einer hohen Arbeitslosigkeit, die den Abiturienten wenig Möglichkeiten einer Berufsausbildung gab. Die Hochschulen für Lehrerbildung waren die einzigen, die keine Studiengebühren verlangten und daher sehr gefragt. Die Hochschule in Hannover soll von 2.000 Bewerbern nur 160 Studienplätze bewilligt haben. Da man als Volksschullehrer in allen Fächern ausgebildet wurde – zum Beispiel auch [in] Hauswirtschaft, Sport, Nadelarbeit usw. – und Vorkenntnisse erwartet wurden, fuhr ich nach der Prüfung in Hannover total deprimiert nach Duisburg zurück im Bewußtsein, versagt zu haben. Ich plante nun, eine Stelle als Au-pair-Mädchen zu bekommen, da ich auf sprachlichem Gebiet gute Kenntnisse hatte (Französisch, Griechisch, Latein und Englisch). Ich hoffte, in England mein Englisch vervollständigen zu können. Aber dazu kam es nicht. Ein paar Wochen später erhielt ich Bescheid aus Hannover, daß ich die Prüfung bestanden hätte und mit dem Herbstsemester das Studium an einer neu gegründeten Hochschule für Lehrerbildung in Schneidemühl oder ein Jahr später in Kassel aufnehmen könnte. Das war im Jahr 1936. Ich entschied mich für das Studium in Schneidemühl, da ich als Rheinländerin auch den Osten Deutschlands kennen lernen wollte.

### *Erlebnisse aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges*

„Ab heute früh 5.45 Uhr wird zurück geschossen“ verkündete Adolf Hitler am 1. September 1939 und damit begann der Zweite Weltkrieg.

Wir, zwei junge Menschen, der Lehrer Hans-Joachim W. aus Halle und die Lehramtsanwärterin Marie Sch. aus Duisburg, hatten uns im Februar 1939 in Leipzig kennen gelernt. Da die Männer nun jeden Tag mit einer Einberufung zur Wehrmacht rechnen mußten, entschlossen wir uns, Ende September zu heiraten. Wir bekamen eine Wohnung in Gottenz bei Gröbers im Saalkreis, die zufällig frei wurde. Hans arbeitete als Lehrer in Gröbers-Schwoitzsch, ich in Osmünde und später in Gottenz.

Unser junges Glück dauerte nur etwa vier Monate. Dann kam der Stellungsbefehl im Februar 1940 im tiefsten Winter. Der Standort seines Regiments war Weißenfels. Dort waren sie im Saal einer Gastwirtschaft

---

<sup>5</sup> Die Verfasserin besuchte von 1936 bis 1938 die Hochschule für Lehrerinnenbildung in Schneidemühl (heute polnisch Pila).

einquartiert und wurden eingekleidet. Ich besuchte ihn dort, brachte noch warme Sachen und machte Fotos. [...]

Dann kam die Truppe zur Grundausbildung in eine „total verlauste“ polnische Kaserne, wo sie erst einmal ordentlich „geschliffen“ wurden. Sie mußten sich zum Beispiel in eiskalte Pfützen werfen und mit den nassen Sachen noch stundenlang exerzieren. Dabei zog er sich eine Lungenentzündung zu. Nach dieser Zeit kam er nach Hettstedt, wo die Soldaten zur Bewachung französischer Kriegsgefangener eingesetzt wurden. Da Hettstedt von Halle aus leicht zu erreichen war, besuchte ich ihn dort öfter und hatte mir ein Zimmer gemietet. Im Sommer 1940 bemerkte ich, daß ich schwanger war, und am 22. April 1941 kam unser Töchterchen Marie-Luise zur Welt.

Die nächste Etappe [für Hans] war die Zeit in Nove Mesto und Nachod in der damaligen Tschechoslowakei. Dort besuchte ich ihn in den Weihnachtsferien 1940 (im fünften Monat schwanger). Furchtbar enttäuscht war ich über das „Hotelzimmer“, das er besorgt hatte. Es enthielt nur das Allernötigste an Ausstattung und glich mehr einer Bretterbude als einem Zimmer. Er erklärte mir aber, daß es sehr schwierig sei, als deutscher Soldat bei den Tschechen überhaupt ein Quartier zu bekommen und diese Feindseligkeit spürte ich auch manches Mal, wenn ich in den Geschäften etwas kaufen wollte. Trotz alledem verbrachten wir ein paar glückliche, unbeschwerte Tage. In dieser Zeit ließ er sich zum Sanitäter ausbilden, wohl wissend, daß es ihm nie möglich sein würde, auf einen Menschen zu schießen.

Zum zweiten Mal besuchte ich ihn im Sommer 1942. Diesmal hatten wir mehr Glück mit der Unterkunft. Die Frau des Hotelbesitzers hatte in Deutschland das Kochen gelernt, sie sprach gut deutsch und war sehr freundlich. Besonders lieb war sie und das ganze Hotelpersonal, zu unserem 15 Monate alten Töchterchen. Sie hatte ein Jahr zuvor ein kleines Mädchen in diesem Alter verloren und brachte nun unserem Kindchen viel Sympathie entgegen. Als ich sie bat, unser Marlieschen in der großen Badewanne baden zu dürfen, meinte sie lachend, da fände ich das Kind ja gar nicht mehr wieder, ich sollte nur morgen in die Küche kommen.

Sie hatten schon alles vorbereitet. Auf dem Tisch stand eine riesengroße Schüssel, ich schätze 80 Zentimeter im Durchmesser und etwa 30 Zentimeter hoch, mit warmem Wasser gefüllt. Um den Tisch herum standen die Angestellten, die Zimmermädchen, die Küchenjungen, die Wirtin und alle lachten und freuten sich über das kleine Mädchen, daß gar keine Scheu zeigte, in diese eigenartige Badewanne zu steigen. Und als sie dann darin plätscherte, versuchten sie, das Kind zum Lachen zu bringen. Sie miauten und quakten, sie krächten und meckerten, das war für alle ein ganz großer Spaß! Und noch eine Freude hatten wir. Marlieschen war nicht nur ein sehr hübsches, sondern auch ein gescheites kleines Mädchen. Aber sie traute sich nicht, die Hand der Mutter loszulassen und ein paar Schritte

allein zu gehen. Und auf einmal passierte es. Vati und Mutti saßen auf einer Bank im Garten, vor uns in einem Rondell stand eine Brunnenfigur mit plätscherndem Wasser. Plötzlich fing das Kind an zu laufen – ganz allein – immer um den Brunnen herum, und noch einmal und immer wieder. Wir waren begeistert. Stolz und glücklich fiel der kleine Racker seinem Papa um den Hals.

Wir hatten auch einen Sportwagen gekauft, die es in Deutschland zu der Zeit nicht gab. Wenn ich mit dem Kind durch den Park fuhr, grüßten viele Leute und sprachen mich freundlich an. Die Tschechen sind ein sehr kinderliebes Volk.

### *Jüdische Schicksale in Halle*

Sein Name war Henry S., Sohn des Inhabers eines Fotoateliers im Ritterhaus, Leipziger Straße. Sie [Henry und Hans W.] waren seit Jahren befreundet. Sie waren Schüler des Reform Realgymnasiums in der Friesenstraße gewesen. Zwar waren sie nicht in die gleiche Klasse gegangen – Henry war einmal nicht versetzt worden – hatten aber gleiche Interessen. Nach dem Abitur war Hans Student an der Pädagogischen Hochschule geworden, um die Lehrerlaufbahn einzuschlagen. In dieser Zeit – Anfang der dreißiger Jahre – begann schon überall in Deutschland eine Hetzkampagne gegen die Juden. Obwohl es verboten war, Umgang mit Juden zu haben, hatten sich die Freunde regelmäßig in der Heide getroffen. Sie waren gesehen und verpiffen worden, und Hans war zum Direktor vorgeladen und ermahnt worden, sich von dem Juden fernzuhalten. Beim nächsten Treffen hatte er seinem Freund von dem Vorfall berichtet und ihm dringend geraten, so schnell wie möglich Deutschland zu verlassen. Daraufhin war Henry nach Hamburg und übers Meer bis nach Ecuador gefahren. Dann kam der Zweite Weltkrieg mit all seinen Schrecken. Es war Mitte April 1941. Ich war hochschwanger und wohnte bei meinen Schwiegereltern, da wir jeden Tag mit der Geburt meines ersten Kindes rechnen mußten. Eines Abends beschlossen Vater und Mutter W. zusammen mit ihrer Tochter Ursula, die zur Zeit in einem Lazarett arbeitete, ins Kino zu gehen. Ich blieb allein zu Hause. Plötzlich klingelte es. Ich öffnete und sah eine junge, dunkel gekleidete Frau vor der Tür. Sie fragte nach Herrn W. Ich sagte ihr, daß mein Schwiegervater mit der Familie ins Kino gegangen sei. „Und wo ist der junge Herr W.?“, fragte sie erregt. Nun erfuhr sie, daß mein Mann schon seit 1940 im Krieg sei. Da schlug sie ihren schwarzen Umschlag zurück, und ich sah den gelben Judenstern. Erschrocken sah ich sie an: „Helfen Sie mir!“ flehte sie zitternd. „Ihr Mann hat auch meinem Bruder geholfen.“ „Wie soll ich Ihnen denn bloß helfen?“, stammelte ich ratlos. Sie hatte wohl die Aussichtslosigkeit ihrer Bitte erkannt, schlug schnell das Tuch um die Schultern und stürzte davon.

Als die Familie nach Hause kam, berichtete ich von dem Besuch. Mein Schwiegervater fragte aufgeregt mit zitternder Stimme: „Hat Euch jemand gesehen?“ Ich konnte ihn beruhigen, es war niemand im Hausflur gewesen. Erst später erkannte ich die Gefahr. Er war städtischer Beamter und hätte bei einer Anzeige eventuell seine Stelle verlieren können oder die ganze Familie wäre verhaftet worden.

### *Die gefährliche Kabelrolle (Kriegsgefangene in Duisburg)*

Französische Kriegsgefangene hatten den Auftrag, für eine Firma einen langen tiefen Graben auszuheben, der sich durch die ganze Straße „Im Waldfrieden“ zog, und darin Kupferkabel zu verlegen. Meine Mutter erzählte mir, daß die Männer, die von einem Unteroffizier bewacht wurden, leise riefen „Brot“ oder „Hunger“, wenn sie morgens mit ihrer Einkaufstasche die Straße entlang ging. Mutter konnte sich noch gut an die Hungerjahre nach dem Ersten Weltkrieg erinnern, und die hungernden Männer taten ihr so leid, daß sie alle Angst und Gefahr außer acht ließ – es standen schwere Strafen darauf, Kriegsgefangenen Lebensmittel zu geben. Sie packte gestrichene Brote in ihre Einkaufstasche und warf sie – wenn der aufsichtsführende Offizier am Ende der Straße war – den hungrigen Männern zu. Das zog sich einige Wochen hin, und eines Tages war die Arbeit beendet, und die Kriegsgefangenen wurden andernorts zum Arbeiten eingesetzt. Aber sie hatten ein „Dankeschön“ hinterlassen. Mutter fand im Vorgarten hinter der dichten Ligusterhecke eine große Kupferdrahtrolle. Dieser Fund brachte ihr schlaflose Nächte. Kupfer war Buntmetall und wurde bei den Sammelstellen gut bezahlt. Aber was sollte sie sagen auf die Frage, woher sie das hatte? Kein Mensch hätte die Wahrheit geglaubt. Sollte sie die Rolle an die Wedau tragen und dort nachts versenken? Und wenn jemand das beobachtete und sie angezeigt hätte? Lange quälte sie sich mit diesen Fragen und berichtete mir alles, als ich zum ersten Mal nach elf Jahren wieder nach Hause fahren konnte.

Die Kupferrolle lag im Keller, und so riet ich Mutter einen Haufen Kohlen darauf zu schütten und sie dort liegenzulassen. Damit war dieser gefährliche Fund begraben und wir haben nie wieder darüber gesprochen.

### *Bomben auf Leipzig*

Es war Anfang Dezember 1943. Hans hatte Heimaturlaub und hinter ihm lag die lange Reise von der Front der Südmarmee in der Bucht von Gaeta, südlich von Rom, zu seiner Familie im Saalkreis. Wir genossen das Glück des Beisammenseins und die Freude an unserem zweieinhalb Jahre alten Töchterchen. In der Nacht zum 4. Dezember 1943 hörten wir schwere

Bombenflugzeuge über uns hinweg donnern. Sie kamen in mehreren Wellen und flogen Richtung Leipzig. Ich wollte aufstehen und drängte meinen Mann, mit mir und dem Kind in den Keller zu gehen. Er aber blieb ruhig liegen und sagte: „Die meinen uns doch nicht, die haben andere Ziele als ein kleines Dorf.“ Er hatte recht.

Am nächsten Tag hörten wir, daß Leipzig in Schutt und Asche gelegt worden sei. Verkohlte Fetzen von Gerichtsakten trieb der Wind bis [zu] uns. Drei Tage später war der Urlaub zu Ende. Mein Soldat mußte nach Leipzig, denn dort wurde der Zug nach Italien eingesetzt. Ich beschloß, ihn bis dahin zu begleiten. Zunächst ging alles glatt. Wir fuhren mit der Bahn Richtung Leipzig, aber plötzlich hieß es: „Halt! Alles aussteigen!“ Es war in einem Vorort, wo wir auf Lastkraftwagen klettern mußten, die uns zum Hauptbahnhof brachten. Das war ein schlimmer Anblick! Es gab keine Bahnsteige mehr, die Hallen waren ein einziges Trümmerfeld mit meterdicken Betonbrocken. Wir waren erschüttert.

Dann erfuhren wir, daß der Zug nach Italien von Connewitz<sup>6</sup> aus abfahren sollte. Ich weiß nicht, wie viele Kilometer wir bis Connewitz gelaufen sind. Diesen Marsch werde ich nie vergessen. Die Bevölkerung von Leipzig war aufgerufen worden, die Stadt zu verlassen, es gab keinen Strom, kein Wasser, keine Versorgung mehr. Immer noch rauchten die Trümmer der verbrannten Häuser. Mit uns zog ein unendlicher Zug verzweifelter Menschen. Viele hatten ihr letztes gerettetes Hab und Gut auf kleine Karren geladen, auf manchen Wagen saßen weinende Kinder oder verwundete Familienmitglieder. Die Oberleitungen der Straßenbahn hingen bis auf den Boden, alle Häuser an beiden Seiten der Straße waren zerstört. Ich erblickte im Hintergrund eines ausgebrannten Büros ein lebensgroßes Hitlerbild, es war wie ein Hohn, daß dieses Bild das ganze Chaos überstanden hatte. Immer schwerer wurde das Herz beim Anblick all des Elends um uns herum und bei dem Gedanken an den nahen Abschied. Endlich kamen wir in Connewitz an.

Wir standen auf einer Anhöhe, unten hielt ein Zug. Mein Soldat sagte: „Ich gehe mal schnell hin und frage, wo der hinfährt“ und kam atemlos zurückgerannt. „Es ist der Brennerzug! Auf Wiedersehen!“ Es gab keinen Abschied, keinen Kuß, keine Umarmung. Er stürzte davon, die Böschung hinunter durch einen Tunnel. Ich sah ihn nicht mehr. Sekunden später setzte sich der Zug in Bewegung. Ich wußte nicht, ob er ihn noch erreicht hatte – da ging im letzten Wagen ein Fenster herunter und er winkte mir zu – geschafft!

Ich ging wie betäubt den langen Weg des Grauens zum Hauptbahnhof zurück und gelangte auch wieder nach Hause. Aber danach war ich wochenlang krank, ich konnte nichts mehr essen, ohne danach starke

---

<sup>6</sup> Heute Leipzig-Connewitz.

Schmerzen zu haben. Der homöopathische Arzt Dr. Meißner in Halle fand die richtigen Medikamente, und ich wurde wieder gesund.

### *Die Blutschuld*

Bei den Bauern arbeiteten viele Polen. Eine junge blonde Frau hatte ihr etwa dreijähriges kleines weißblondes Mädchen mit. Sie hieß Danuta Barbara Z. und war oft bei uns als Spielkamerad unserer kleinen Marlies. Eines Tages bekam die Polin die Genehmigung, zum Begräbnis ihrer Mutter nach Hause zu fahren. Inzwischen gingen Gerüchte um, daß in Polen Tausende Juden umgebracht würden. Diese Nachricht ließ mir keine Ruhe. Als die Polin zurückgekommen war, nahm ich sie beiseite und fragte sie aus. Sie berichtete, bei ihrem Dorf hätten Hunderte von Juden Gräber ausheben müssen, dann hätten sie sich unbekleidet davor aufstellen müssen und wären von hinten erschossen in die Grube gestürzt. Danach wäre eine Schicht Kalk geschüttet worden und die nächsten wären erschossen worden. Ich war erschüttert – wie konnten deutsche Soldaten so etwas Schreckliches tun!?!

In dieser Zeit kam mein Mann auf Urlaub, aber ich wollte die wenigen Tage des Beisammenseins nicht mit diesem Thema belasten. Zur gleichen Zeit kam sein Freund, der Pfarrer Robert K., auf Urlaub von der Ostfront. Wir trafen uns in Halle und der Zufall wollte es, daß mein Mann in der Hauptpost am Thielenbahnhof<sup>7</sup> einiges zu erledigen hatte, während Robert K. und ich draußen auf ihn warteten. Da nahm ich all meinen Mut zusammen und fragte ihn, ob diese Gerüchte und Berichte der Wahrheit entsprächen. Der Pfarrer schwieg eine Weile, dann sagte er mit abgewandtem Gesicht: „Das ist eine furchtbare Blutschuld, die das deutsche Volk da auf sich nimmt!“ Mein Mann kam aus der Post, wir sprachen nicht mehr über dieses Thema. Der Pfarrer Robert K. ist an der Ostfront gefallen. Er hat die Blutschuld mit seinem Leben bezahlt. Requiescat in pax!

### *Die Brandbombe (Dorfschule, Gottenz bei Gröbers)*

Durch die Bombardierungen vor allem westdeutscher Großstädte waren Tausende von Kindern in das vorerst noch ruhigere Mitteldeutschland geschickt worden. Ich hatte als alleiniger Lehrer zeitweise über 90 Kinder in acht Abteilungen zu unterrichten. Viele von ihnen hatten monatelang in Bunkern gelebt und brachten Läuse und Wanzen mit. Dadurch war ein täglicher Kampf gegen das Ungeziefer nötig und erforderte viel Zeit und

---

<sup>7</sup> Der Begriff bezieht sich auf die nach Karl von Thielen benannte Thielenstraße, die heutige Ernst-Kamieth-Straße.

Geduld. Aber die Kinder waren dankbar für jede Zuwendung und im Unterricht lernbegierig und diszipliniert.

Eines Tages bemerkte ich in den hinteren Reihen, wo die großen Jungen der achten Klasse saßen, eine Unruhe. „Was ist denn bei Euch da hinten los?“, rief ich. Ein Junge stand auf und sagte: „Der Herbert hat eine Brandbombe!“ „Nanu“, meinte ich, „eine Brandbombe? Komm mal her mit dem Ding und zeig sie mir!“ Der Junge legte eine etwa 20-30 Zentimeter lange Brandbombe auf das Lehrerpult. „Wo hast du die her?“, wollte ich wissen. „Die hab‘ ich auf dem Acker gefunden“, berichtete er, „und mein Papa hat gesagt, da ist nix mehr drin und ich könnte ruhig damit spielen.“ „Aber nicht im Unterricht“, sagte ich ihm, „laß sie erst mal hier liegen und nachher darfst du sie wieder mitnehmen.“ So geschah es dann auch. Ich saß am Pult, mit den schriftlichen Eintragungen beschäftigt, da ertönte lautes Geschrei von draußen. Die Kinder, die noch im Flur gewesen waren, kamen mit Schreien und entsetzten Gesichtern in die Klasse gestürmt und brüllten: „Der Herbert hat die Bombe hingeschmissen und die ist explodiert!“ Ich erschrak sehr und lief hinaus. Und tatsächlich, rings um die geplatzte Bombe sah ich im Abstand von 3–5 Metern tellergroße Brandherde an etwa 10-12 Stellen. Ein paar Kinder, die schon am Schultor waren, rannten hinaus, um Hilfe zu holen. Ich holte, so schnell ich konnte, einen Eimer und eine Schaufel und schippte Sand aus dem Sandkasten im Klassenraum. Einen Brandsatz nach dem anderen deckte ich vorsichtig mit Sand ab und als einige Männer zum Löschen kamen, war die Arbeit schon erledigt. „Da hamm se aber Glück gehabt, daß da unten nicht noch 'n Splittersatz drin war“, meinte einer der Männer, „sonst hätt’s ihnen noch die Beine weghauen können.“ Die Brandbombe war dann noch lange ein Thema im Dorfgespräch.

### *Das Attentat auf Hitler*

Es war am 20. Juli 1944, als mutige Männer von Hitlers engsten Mitarbeitern den Versuch gewagt hatten, dem Wahnsinn des Krieges ein Ende zu setzen und Hitler umzubringen. Wir wissen, wie grausam die Rache des Tyrannen war, wie viele kluge und tapfere Widerstandskämpfer hingerichtet wurden. Ich höre noch heute seine Stimme im Radio, wie er von der „Vorsehung“ sprach, die das Attentat auf ihn verhindert habe...

Am Sonntag danach kamen wie schon oft meine Schwiegereltern aus Halle zu Besuch und freuten sich am Wachsen und Gedeihen ihres ersten Enkelkinds, der kleinen Marlies. Nach dem Kaffee begleiteten wir sie dann meistens auf dem drei Kilometer langen Weg durch die Felder bis zur Bahnstation Gröbers. Wir gingen gerade an einer langen Mauer entlang, hinter der ein großer Obstgarten lag, da brachte ich das Gespräch auf das Attentat. Ich sagte wörtlich: „Stellt Euch vor, es wäre geglückt, dann wäre

der Krieg aus und Hans käme wieder nach Hause.“ Hatte ich zu laut gesprochen? Ich sah meinen lieben Schwiegervater eilends auf die Mauer zulaufen, er versuchte daran hochzuklettern, um nachzusehen, ob jemand dahinter war, der meine Worte gehört haben könnte. Da ihm das nicht gelang, lief er bis zum Ende der Mauer und sah in den Obstgarten hinein.

Ich war mir in meiner Naivität gar nicht der Gefahr bewußt, in die meine Worte die Familie gestürzt hatte und mir tat die Aufregung, die ich ausgelöst hatte, von Herzen leid. Aber mein Schwiegervater wußte wohl, daß jeder mit schweren Strafen rechnen mußte, der das Attentat auf Hitler nicht verdammt. Er hat mir aber in seiner Güte nie einen Vorwurf aus meinen unbedachten Worten gemacht. Diese Episode zeigt aber auch, in welcher Angst und ständiger Gefahr die Menschen in dieser Zeit gelebt haben.

*„Kind vergessen“*

Das Schulhaus war – außer den Besitzungen der reichen Bauern – das einzige Haus in der Umgebung, das solide gebaute Keller hatte. Wenn Fliegeralarm von Halle herüber schallte – und es wurde immer häufiger in den letzten Kriegsjahren – flüchteten nicht nur die Hausbewohner in den langen Kellergang, in dem Bänke aufgestellt waren, sondern auch Flüchtlinge aus den Ostgebieten. So hatten wir im Winter 1944/45 einen Treck mit Bauernfamilien aus Lettland. Der Treckleiter hieß Sch., er sprach gut deutsch und erzählte mir von den entsetzlichen Greueln der vorrückenden Roten Armee, vor der sie geflohen waren. „Wir fahren weiter nach dem Westen“, sagte er, „nur weit, weit weg von diesen wilden Horden!“

Eines Abends heulten wieder die Sirenen von Halle herüber. Da kamen sie an – etwa 20 lettische Bauern mit Frauen und Kindern, alle in dicke Fellmäntel gehüllt. Sie nahmen auf den langen Bänken im Kellerflur Platz, die Frauen holten Rosenkränze hervor und murmelten ununterbrochen mit eintöniger Stimme ihre Gebete. Nach der Entwarnungssirene zogen sie wieder in ihre Quartiere, ich nahm meine kleine in Kissen verpackte Marlies, legte sie wieder in ihr Bettchen und war auch gerade kurz vor dem Einschlafen, als harte Schläge gegen das Schlafzimmerfenster mich hochschreckten. Ich lief ans Fenster und sah einen lettischen Bauern aufgeregt mit den Armen fuchteln, dabei schrie er: „Frau, Kind vergessen!“

Schnell zog ich mich wieder an und ging mit ihm in den Keller. Er guckte unter alle Bänke und zog endlich ein dickes Fellbündel hervor, in dem friedlich ein Säugling schlief. Glücklicherweise schloß der Mann es in seine Arme, und sein strahlendes Gesicht drückte Gefühle aus, die er nicht aussprechen konnte.

*„Die Amerikaner kommen!“*

April 1945 – wir standen am Ende des Dorfes und sahen in Richtung Halle und erblickten mit Schrecken den vom Feuerschein geröteten Himmel über der brennenden Stadt. Am nächsten Tag fuhr Ursula<sup>8</sup> mit dem Fahrrad nach Halle, um festzustellen, ob ihre Wohnung am Johannisplatz zerstört war. Das war eine bemerkenswert mutige Tat! Als sie erfuhren, daß das Viertel nicht von Bomben getroffen war, kehrten Vater, Mutter und Ursula W. nach Halle zurück.

Halle hatte inzwischen kapituliert. Nun rollten die amerikanischen Panzer und Jeeps durch den Saalkreis. Sie hatten sich das Schulgebäude mit dem großen Hof als Quartier ausgesucht. Es war um die Mittagszeit, der Topf mit dem Essen stand noch auf dem Feuer. Ich bat den Offizier, er möge uns noch zu Hause essen lassen. Er lehnte ab, wir mußten sofort raus. Der Bürgermeister hatte mir zuvor angeboten, daß, falls die Schule besetzt würde, die ganze Familie zu ihm kommen könne. Wir packten also unser Mittagessen mit allem Zubehör, Nahrungsmitteln und was wir in der Eile für notwendig hielten, zusammen und machten uns mit einem kleinen Handwagen auf den Weg zum Haus des Bürgermeisters. Vor der Abfahrt kam der Offizier noch einmal zu mir – er muß wohl etwas Mitleid verspürt haben – und sagte, ich könne jederzeit in die Wohnung zurück und alles mitnehmen, was wir brauchten. Ich sagte ihm, ich hätte auf dem Dachboden eine Glucke auf ihren Eiern, die ich jeden Tag füttern müsse, ob er das erlaube. Er sagte zu, und dann ging ich jeden Tag mit meiner Mutter und dem 4-jährigen blond gelockten Marlieschen in unsere Wohnung und beobachtete das Treiben. Einmal stand ich vor dem Kleider- und Wäscheschrank und überlegte noch, ob ich ihn abschließen sollte. Der Offizier kam dazu und mochte meine Gedanken erraten haben. „Sie können abschließen oder nicht, ich verbürge mich dafür, daß nichts gestohlen wird.“ Ich fand das toll und habe nichts abgeschlossen. Ich wundere mich heute noch darüber, wie ich bei all diesen Unterhaltungen mit meinem Schul-Englisch zurechtgekommen bin.

Meistens war der Offizier – oder waren es mehrere – unterwegs. Nur ihre zwei Burschen und ein Koch waren da. Es war eine furchtbare Männerwirtschaft. Bratpfannen, Kochtöpfe, Butter, Wurst – alles stand auf meiner gestrickten Decke auf dem Wohnzimmertisch. Die Burschen lagen der Länge lang auf dem Bauch im zweiten Wohnzimmer und hatten um sich herum die Blätter der „Berliner Illustrierten“ ausgebreitet. Es waren viele Bilder vom Kriegsgeschehen von Anfang an und so studierten sie eifrig, ohne das Deutsche lesen zu können, die verschiedensten Episoden des Kriegsverlaufes.

---

<sup>8</sup> Die Schwester von Hans W.

Einmal kam ich in die Küche und sah den einen der jungen Burschen vor dem Kindertischchen stehen, wie er versunken auf einen Strauß Tulpen sah. Es waren die Blumen von Marlieschens viertem Geburtstag, den wir ein paar Tage zuvor gefeiert hatten. Als ich zu ihm trat, sagte er leise: „Diese Blumen blühen jetzt auch in unserem Garten zu Hause“ und ich sah, daß er sehr bewegt war.

Sie studierten aber nicht nur die Illustrierten, sie machten auch Musik. Das Wetter war sonnig, die Fenster sperrangelweit auf, der eine Bursche saß auf der Fensterbank, die Beine nach draußen, die Laute im Arm und bearbeitete das arme Instrument. Derweil hämmerte der andere auf dem Klavier, daß die Scheiben klirrten. Wenn sie mich aber von weitem kommen sahen, stellten sie ihre „Musik“ ein, die Laute an ihren Platz, [machten] den Klavierdeckel zu und waren ganz brave Jungs. Ich habe mich heimlich darüber amüsiert.

Ein anderes Mal wäre ich an der Haustür fast mit einem der Burschen zusammengestoßen, der eine große, weiße Schüssel aus meinem Küchenschrank, bis an den Rand mit Zucker gefüllt, in den Händen hielt. Als er mich sah, errötete er tief und drückte sich zur Seite, um meinem fragenderstaunten Blick auszuweichen. In diesen Augenblick verschwand ein Mädchen blitzschnell um die Hausecke. Da war mir alles klar.

Dem niedlichen kleinen Mädchen [Marie-Luise] schenkten sie Schokolade und Bonbons, so oft sie mitkam. Einmal gaben sie ihr Kaugummi, aber Marlieschen wollte es nicht annehmen, denn sie kannte so etwas nicht. Als ich vom Dachboden herunter kam, waren sie ganz aufgeregt und baten mich, dem Kind zu erklären, daß Kaugummi etwas ganz Leckeres zum Naschen sei. Aber Marlieschen ließ sich doch nicht überzeugen.

### *Ein Gespenst geht um: Typhus*

Nach dem Ende des Krieges traten neue Gefahren auf. Die Krankenhäuser waren überfüllt mit Typhuspatienten. Der Bürgermeister hatte im größten Raum unserer Lehrerwohnung sein Büro eingerichtet. Täglich gingen viele Dorfbewohner mit all ihren Anliegen durch unseren Flur. Die Gefahr, daß Krankheiten eingeschleppt werden, war also groß. Eines Tages klagte die kleine Marlies über heftige Leibscherzen, sie hatte hohes Fieber und wimmerte in ihrem Bettchen. Eine Ärztin kam aus Gröbers, sie nannte sich Frau Dr. W. und stellte nach der Untersuchung fest: „Das Kind hat Typhus.“ Ich war entsetzt und widersprach, sie habe doch keinen Durchfall, es könne doch kein Typhus sein! Aber die Frau ließ kein Argument gelten, sie würde einen Krankenwagen schicken, das Kind müsse ins Krankenhaus. Damit ging sie und ich wußte nicht, was ich in meiner Verzweiflung und Ratlosigkeit tun sollte. Da sagte mir jemand, in Gröbers gebe es noch einen Arzt, er wäre Schiffarzt gewesen und sehr tüchtig. Das

war ein Hoffnungsschimmer. Schnell nahm ich mein Fahrrad, fuhr nach Gröbers und suchte den Arzt auf. Es war ein junger Mann, er hatte sich noch keine richtige Praxis eingerichtet. Ich trug ihm mein Anliegen vor. Zunächst schwieg er, dann meinte er, es sei nicht üblich, sich in die Arbeit eines Kollegen einzumischen. Aber ich ließ mich nicht abweisen. Ich schilderte ihm meine Lage, daß ich nicht wüßte, wo mein Mann sei und ob er überhaupt noch lebe, daß ich mein Kind nicht hergeben würde – ich flehte so inständig, daß er endlich sagte: „Ich komme mal rüber, ich sehe sie mir mal an!“ Er hielt Wort und kam am Nachmittag mit dem Fahrrad. Nach einer gründlichen Untersuchung sagte er schließlich: „Also Typhus ist es nicht!“ Ich wäre ihm vor Freude am liebsten um den Hals gefallen. Dann meinte er: „Haben sie schon mal Würmer im Stuhlgang gesehen? Es sind wahrscheinlich Würmer, machen sie mal eine Wurmkur mit dem Kind!“ Damit verabschiedete er sich und ich war so übergücklich, daß ich nicht einmal nach dem Honorar gefragt habe.

Am nächsten Tag kam die Ärztin, um das Kind mit dem Krankenwagen abholen zu lassen. Ich trat ihr entschlossen entgegen und berichtete von der Untersuchung durch einen anderen Arzt. Der habe festgestellt, daß das Kind keinen Typhus habe und ich weigerte mich, mein Kind herzugeben. Da drehte sie sich wortlos um und verschwand. Und meine kleine Marlies war nach ein paar Tagen wieder putzmunter.

### *Abzug der Amerikaner*

Wie viele Tage die Amerikaner unsere Besatzer waren, weiß ich nicht mehr. Eines Tages hörte ich, die gefallenen amerikanischen Soldaten, die auf dem Friedhof in Osmünde begraben worden waren, würden aus den Gräbern geholt und abtransportiert. Da die Toten wegen des warmen Wetters stark verwest waren, zahlten die Amerikaner für diese Arbeit sehr viel Geld. Es ging das Gerücht um, die Amerikaner würden abziehen, und die Russen kämen. Ich fragte den Offizier danach, aber er bestritt diese Meldungen. Er durfte wohl nicht die Wahrheit sagen, um eine Panik in der Bevölkerung zu verhindern.

Eines Morgens war es dann soweit. Ich hörte Motorenlärm und machte mich schnell auf den Weg zu unserem Haus. Da kamen sie mir schon entgegen gerollt. Aus dem ersten Jeep sprang der junge Offizier, lief auf mich zu und sagte: „Ich danke Ihnen für den Aufenthalt in Ihrem schönen Heim. Im Stall stehen zwei Säcke mit Lebensmitteln für Sie zur Entschädigung.“ Ich war so verblüfft, daß ich kein Wort hervorbrachte – er sprang schnell auf seinen Jeep – weg waren sie.

Bei den nun folgenden Aufräumarbeiten fanden wir viele Broschüren einer christlichen Sekte mit der Aufschrift: „The call to church“, Briefe eines besorgten Vaters, der von den schlechten und gefährlichen Frauen

warnte und eine Menge Comics mit bunten Bildchen und Sprechblasen, was wir noch nie gesehen hatten.

Die Wohnung war total verdreckt. Die Männer hatten mit den Stiefeln in den Betten gelegen. Einmal hatte ich dem Offizier angeboten, eine Putzfrau zu besorgen. Er stimmte zunächst zu. Als ich dann vom Dachboden herunter kam, wartete er schon im Flur und meinte, seine Burschen würden schon sauber machen. Ich bekam von der Gemeinde kostenlos einige Päckchen Waschpulver gegen den größten Dreck, und wir schrubbten tagelang, um die Wohnung wieder in Ordnung zu bringen. Ein wahrer Segen aber waren die zwei Säcke im Stall, der eine mit einem halben Zentner Roggenmehl, der andere mit einem halben Zentner Zucker. In der Abfallgrube fanden wir ein Fünf-Liter-Bonbonglas mit köstlichem Zuckerrübensirup. Der Koch hatte den Glasdeckel nicht anheben können und alles einfach weggeworfen. Von den halben Weißbrotten in der Aschengrube konnte ich noch wochenlang meine inzwischen geschlüpften Küken füttern. Der Koch hatte für Marlieschen eine riesengroße Apfelsine in den Küchenschrank gelegt.

### *Gefährlicher Besuch*

Nachdem die Russen in ihrer Besatzungszone in allen Orten kommunistische Bürgermeister eingesetzt hatten, richtete der Bürgermeister von Gottenz sein Büro im größten Zimmer der Lehrerwohnung ein. Er hieß Erich N. und hatte sich dafür eingesetzt, daß ich wieder als Lehrerin arbeiten durfte. Den ganzen Tag gab es ein Kommen und Gehen von Leuten, die irgendwelche Anliegen hatten.

Es war an einem Vormittag, als plötzlich zwei junge uniformierte Russen in meiner Küche standen. Ich erschrak, denn ich ahnte nichts Gutes. Während ich mich bemühte, keine Angst zu zeigen und gleichmütig meine Vorbereitungen für das Frühstück mit meinem Töchterchen Marie-Luise fortzusetzen, kamen sie immer näher an mich heran. „Wo ist Papa?“, fragten sie. Ich wußte nicht, was ich antworten sollte – wußte ich ja zu der Zeit selbst nicht, wo er war und ob er überhaupt noch lebte. Da kam mir eine Idee. Ich sagte schnell: „Ich muß das Baby holen“ und fegte an ihnen vorbei zur Tür hinaus. Sie standen verdutzt da, aber ich kam nun sorglos mit dem Baby im Arm wieder zurück. Sie sahen ratlos zu, wie ich das Kindchen auf den Küchentisch legte und ihm die Windeln annahm. Oh, was da zum Vorschein kam! Der kleine Po steckte in einer dicken mostrichfarbenen Soße, die sofort einen starken Gestank verbreitete. Als ich aufsah, rannten die beiden Russen wie in panikartiger Flucht aus der Küche und ich habe leise gelacht.

Zu dem Baby ist noch zu sagen, daß ich seine Mutter im Bürgermeisteramt kennengelernt hatte. Sie beklagte sich, daß in ihrem jetzigen Quartier

Ratten wären, die ihr Baby annagen könnten. Die Frau tat mir leid. Sie machte einen guten Eindruck und so bot ich ihr an, zu mir zu kommen. Ich hatte ja derzeit genug Platz. Sie konnte im Bett meines Mannes schlafen, was sie dankbar annahm. Eines Tages fragte sie mich, ob ich übers Wochenende ihr Baby betreuen würde. Sie war ein Flüchtling aus Königsberg, wo ihre Eltern eine Großhandlung für Kohlen betrieben hatten und sie hatte die Hoffnung, daß ihr Mann vielleicht zu einer Tante in Chemnitz entlassen worden war. Dahin war sie an jenem Wochenende gefahren, als die zwei Russen mich in meiner Küche besuchten. Sie hat tatsächlich ihren Mann dort getroffen und beide kamen übergücklich bei mir an. Sie wohnten dann im Rot-Kreuz-Zimmer im ersten Stock des Hauses. Er war gelernter Maler, arbeitete aber damals in einer Bäckerei in Halle und versorgte auch uns mit zusätzlichem Brot.

### *Ecuador*

Der Krieg war zu Ende. Im Februar 1947 kehrte Hans aus amerikanischer Gefangenschaft in Rimini (Italien) nach Hause zurück.

Eines Tages erhielten wir Bescheid, wir sollten in Halle ein Care-Paket aus Amerika abholen. Es kam von Henry Salomon aus Ecuador und enthielt Dinge, von denen wir nur träumen konnten: superdicke Schokoladentafeln, Kaffee, Kakao, Zigaretten und vieles andere an Köstlichkeiten. Davon tauschte ich vieles bei den Bauern gegen Milch, Butter, Eier, Speck usw. Es kamen in den nächsten Wochen noch mehrere solcher Pakete zu uns. Aber die Sache hatte einen Haken, und das waren die Briefe, die der gütige Spender schickte. Sie hatten etwa folgenden Inhalt:

„Lieber Hans! Du hast mir das Leben gerettet! Alle von meiner Familie sind in den KZs umgebracht worden. Ich bin Dir zu großem Dank verpflichtet und rate Dir dringend, sobald wie möglich mit Deiner Familie zu mir nach Ecuador zu kommen. Der nächste Krieg steht vor der Tür. (Anmerkung: Viele Amerikaner waren überzeugt, daß der Krieg gegen Rußland weitergehen würde). Ich kann den Gedanken nicht ertragen, Dich in Gefahr zu wissen. Die Überfahrt bezahle ich und Sorge zwei Jahre für Euch bis Ihr hier Fuß gefaßt habt. Überlegt es Euch nicht lange, die Zeit drängt.“

Das war ein großzügiges Angebot, aber in den Briefen standen auch Ausdrücke wie „Kommunistenpack“ und „Rotes Gesindel“, denen wir ausgeliefert seien. Natürlich ging alle Post durch die Zensur und Hans meinte, wir könnten uns als Lehrer diese Verbindung nicht ohne Gefahr leisten. Er dankte also seinem Freund für das Angebot und bat ihn, keine weiteren Briefe und Pakete mehr zu schicken. Damit war die Verbindung abgebrochen. Wir haben nie wieder etwas von Henry Salomon gehört.

P.S. Es spielten auch noch andere Gründe eine Rolle, das Angebot, nach Ecuador überzusiedeln, nicht anzunehmen. Hans war schon im Lazarett wegen Ischias behandelt worden. Im Herbst 1947 trat nach einer Kartoffelernte ein schwerer Rückfall ein mit Krankenhausbehandlung. Meine Gründe waren andere: Angst vor Krankheiten in dem tropischen Klima und der Wunsch nach einem zweiten Kind.

## ***Hallische Beiträge zur Zeitgeschichte***

Herausgeber: Prof. Dr. Hermann-Josef Rupieper † (Heft 1-14)  
Dr. Jana Wüstenhagen, Daniel Bohse (ab Heft 15)  
Lehrstuhl für Zeitgeschichte  
Institut für Geschichte  
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg  
06099 Halle

### ***Heft 10 / 2001***

Mit Beiträgen von Jan Gerber, Christina Schröder, Jana Wüstenhagen/Karsten Rudolph und Georg Wagner-Kyora.

### ***Heft 11 / 2002***

Mit Beiträgen von Andreas Malycha, Anjana Buckow und Ulrich Pfeil.  
Zeitzeugen: Herbert Priew und Hans-Dieter Nover.

### ***Heft 12 / 2002***

Mit Beiträgen von Hagen Jahn, Frank Hirschinger und Daniel Bohse.

### ***Heft 13 / Sonderheft / 2003***

Mit Beiträgen von Kristiane Gerhard, Marianne Taatz, Christina Müller, Eckehard Pistrick und Ria Hänisch.